

Karen Horn

Danksagung für die Verleihung des Publizistik-Preises

Preisverleihung der Friedrich-August-von-Hayek-Stiftung

6. November 2005

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, lieber Herr Gerken, sehr verehrte Damen und Herren,

»Der Mensch ist und wird niemals der Herr seines Schicksals sein. Gerade seine Vernunft schreitet immer weiter voran und führt ihn ins Unbekannte und Unvorhersehbare, wo er neue Dinge lernt.« Mit diesen Worten schließt Friedrich August von Hayek seinen Aufsatz über »Die drei Quellen der menschlichen Werte«, in dem er den angeborenen Instinkten und den bewusst gesetzten Regeln die tradierten, erlernten, vom einzelnen nie ganz begriffenen, aber in der Evolution der Gruppe bewährten Normengegenüberstellt. »Der Mensch«? Hayek geht es vorrangig um die Menschheit – aber es ist kein Zufall, dass der liberale Sozialphilosoph, der er ist, statt des kollektiven einen individuellen, wenngleich als Muster mühelos zu verallgemeinernden Begriff wählt. Und so nehme auch ich mir einfach einmal die Freiheit, Hayeks Worte radikal zu individualisieren – und sie spielerisch ein wenig auf mich selbst zu beziehen.

»Der Mensch ist und wird niemals der Herr seines Schicksals sein«. Dieser erste Satz lehrt uns Demut – und wir alle wissen, wie zutreffend er in der Lebenswirklichkeit ist. Damit ist nicht so sehr das Negative gemeint – die Tatsache, dass es Dinge gibt, die sich unserem Bemühen entziehen, dass Schicksalsschläge die Lebensplanung durcheinander bringen können. Viel mehr noch trifft dieser Satz im Positiven zu: Der Mensch interagiert mit anderen, der Mensch lernt, der Mensch passt sich an, der Mensch entdeckt, der Mensch erschließt. Wo immer Neues geschieht, ist die kurzfristige Anpassung zwar Alltagsgeschäft und Überlebensbedingung, aber sie ist niemals abschließend. »Gerade seine Vernunft schreitet immer weiter voran und führt ihn ins Unbekannte und Unvorhersehbare, wo er neue Dinge lernt.« Wie viele neue Dinge habe ich selbst gelernt über die Jahre – auch und insbesondere in den dreizehn Jahren, die ich nun für die FAZ schreiben darf. Das einzige, was ich selbst dazu beigetragen habe, war wohl das, was in die Kategorie der »angeborenen Instinkte« fällt – alles andere waren glückliche Zufälle, die sich aus dem Austausch mit anderen Menschen ergaben, katallaktisch gleichsam.

Ganz von selbst kommt man nur schwer auf Hayek. Wer hat es nicht schon selbst erlebt? In einem Kreis wie diesem hier ist es kein Problem. Vielleicht ist Freiburg ohnehin ein Sonderfall. Aber außerhalb. Erwähnen Sie mal den Namen Hayek auf der Straße, gegenüber dem beliebten »man in the street«. Ich wage die Prognose, dass zwei typische Assoziationen kommen: Salma Hayek, die schöne mexikanische Schauspielerin, und Nicolas Hayek, der vielleicht nicht ganz so schöne schweizerische Uhrmacher. Und wenn tatsächlich schon jemand mal von Friedrich August von Hayek gehört hat, dann als Feindbild – als Inkarnation des bösen »Neoliberalismus«, als der Verfechter eines »Laissez-faire«, das keinerlei Schranken kennt, als der geistige Brandstifter hinter den Reformen wie jener Flexibilisierung des Autohandels, die unseren Bundeskanzler Schröder zu dem pampigen Kommentar gegenüber Kommissar Monti hinriss, es gebe in Brüssel »zu viele neoliberale Professoren«.

Immerhin – so ist es mir persönlich nie gegangen. Ich bin erblich vorbelastet. Eucken, Röpke, Böhm und eben auch Hayek waren bei uns »household names«, ebenso wie der Mont Pèlerin am Genfer See, wo Hayek 1947 die gleichnamige Gesellschaft gründete, der ich heute angehöre. Meine Eltern, beide Volkswirte, hatten bei Eucken studiert. In der Goethestraße 10, wo sich der Kreis der Ehemaligen noch bis vor wenigen Jahren traf, war es mir als

Kind vergönnt, Hayek lebhaftig zu erleben – meine Eltern behaupteten, er habe mit mir gespielt. Ich kann mich nicht wirklich erinnern. Wie dem auch sei, sonderlich interessant jedenfalls fand ich das alles damals noch nicht.

Mit sozialphilosophischen Fragen und der Entdeckung der Freiheit hatte später auch das Studium der Volkswirtschaftslehre wenig zu tun. Bücher von Hayek im Original zu lesen, passte nicht wirklich ins Curriculum. »Es reicht, wenn Sie die Farbe des Einbands kennen«, sagte einer meiner Professoren, und es war nicht als Scherz gemeint. Es gab schließlich eine Fülle an Sekundärquellen, die theoretisches Gedankengut zusammenfassten – so dass man sich als Student leicht von der Pflicht entbunden sah, tiefer zu graben.

In der Promotionszeit befasste ich mich dann mit den Feinheiten des deutschen Finanzausgleichs – und fing an, mich bodenlos zu langweilen. Dann kam der 20. Juli 1994, der fünfzigste Jahrestag des Attentats auf Hitler. Das hat mit Hayek erst einmal nicht so wahnsinnig viel zu tun. Aber ich fing an zu lesen – erst über Stauffenberg und seine Mittäter, dann aber auch über den nicht-militärischen Widerstand und oppositionelle Gruppen wie den Freiburger Kreis. Eigentlich war mir vieles bekannt, jetzt aber entdeckte ich es neu. Wieder war ich zunächst bei Eucken. Und diesmal las ich. Originalquellen. Ich las auch Erhard, Müller-Armack, Röpke – und schließlich Hayek. Seitdem habe ich nicht mehr damit aufhören können. Das intellektuelle Vergnügen dauert an, aber viele Fragen sind immer noch nicht beantwortet. Im Gegenteil: »Gerade seine Vernunft schreitet immer weiter voran und führt ihn ins Unbekannte und Unvorhersehbare, wo er neue Dinge lernt.« Nicht nur seine, auch ihre. Hat man ein Rätsel gelöst, taucht auch schon das nächste auf. Noch schlimmer: Manche Fragen stellen sich immer wieder und immer anders, Gewissheiten kommen und vergehen. Die Folie, auf der man über die Dinge nachdenkt, unterliegt einem steten Wandel.

Ein solches Thema, an dem ich mich immer wieder reiben kann, bietet der Begriff der »sozialen Gerechtigkeit«, ein echter Dauerbrenner. Derzeit steht die Bundesrepublik voll im Banne dieses Begriffs. Die Volksparteien klagen sich an, jede für sich, dem Bedürfnis der Wähler nach mehr »sozialer Gerechtigkeit« nicht genügend Rechnung getragen zu haben – und beide lehnen sich nach links. Der Begriff ist resistent, man kann noch immer bestens Politik machen damit. Da hilft es wenig, dass Hayek schon in »Recht, Gesetzgebung und Freiheit« schrieb, der Ausdruck »soziale Gerechtigkeit« gehöre in die Kategorie des Unsinnigen, ähnlich wie der Ausdruck »ein moralischer Stein«. Wie gesagt, der moralische Stein hat sich im öffentlichen Diskurs als ziemlich hart und äußerst wurffest erwiesen. Hayeks Punkt indes ist klar – und das so sehr, dass man, wenn man mit ihm konfrontiert wird, in einer dieser gedanklichen Zwickmühlen landet, die zumindest für meine Auseinandersetzung mit Hayek typisch sind.

Für Hayek ist Gerechtigkeit also eine dem individuellen Handeln vorbehaltene Kategorie: Ein Mensch kann und soll gerecht sein, ein Stein aber nicht, und eine Gesellschaft ebenso wenig. Im gesellschaftlichen Kontext lässt sich die Kategorie der Gerechtigkeit allenfalls noch dafür verwenden, dass man darüber streitet, ob die Regeln, die das Miteinander regieren sollen, »gerecht« im Sinne von »allgemein« und »abstrakt« sind. Sind sie dies aber, so entziehen sich die konkreten Ergebnisse ihrer Anwendung der weiteren ethischen Beurteilung. Die Anwendung des Begriffs zur Ex-post-Bewertung sozialer Phänomene bzw. sozialer Ergebnisse stellt einen Kategorienfehler dar. Jede Politik, die versucht, die natürlichen Ergebnisse des Marktprozesses im nachhinein zu korrigieren, stellt schiere Willkür dar – sie verriegt die vom Wesen her offene Gesellschaft, sie verzerrt die spontane Ordnung, sie unterminiert den Marktprozess als Mittel zur Aktivierung und Zusammenschaltung nur dezentral vorhandenen Wissens.

In meinem Buch »Moral und Wirtschaft«, 1997 erschienen, vor ewigen Zeiten, schrieb ich dazu verständnislos, betroffen und reichlich dröge: »Bei dieser Argumentation wird die Legitimierung von Gerechtigkeits- und Umverteilungsnormen durch eine demokratische Einigung vernachlässigt oder explizit als ungenügend angesehen.[...] Doch man mag sich fragen, ob

das politische Ringen um soziale Gerechtigkeit – mitsamt seiner Reibungsverluste – nicht ein notwendiger und auch legitimer Nebeneffekt einer freiheitlichen, offenen Ordnung ist. [...] Das Misstrauen gegenüber der Demokratie ist allemal verständlich, aber wenig konstruktiv. Zwischen der Anarchie und der Diktatur ist die Demokratie die einzige moralisch vertretbare Staatsform; vor den Ergebnissen des demokratischen Prozesses ist Respekt geboten. Die kollektiven Willensbildungsprozesse sind ... fester Bestandteil der Evolution in einer offenen Gesellschaft.«

Wie gesagt, mittlerweile habe ich Hayek besser gelesen, ich habe ihn sogar übersetzt, und auch sonst habe ich eine Menge gelernt. Ich würde einen Absatz wie diesen heute nicht mehr so »demokratisch korrekt« schreiben. Autoren wie Benjamin Constant haben mich gelehrt, dass der demokratische Prozess einen uneingeschränkten Respekt durchaus nicht verdient, sondern dass er zu domestizieren ist, indem schon konstitutionell festgelegt wird, worüber der Staat als solcher nicht zu entscheiden hat und wo er nichts zu suchen hat. Ich habe gelernt, dass es Rechte gibt, die älter sind und tiefer als Volkes Stimme – unter anderem bei John Locke. Es ist moralisch illegitim und dem Funktionieren der Marktwirtschaft abträglich, dass bei Anwendung des Mehrheitsprinzips die Hälfte der Bevölkerung imstande ist, zu verfügen, wie weit sie ihre Hände in die Taschen der anderen Hälfte stecken darf – und noch Schlimmeres. Also – ich kaufe das Hayeksche Argument. Aber die Mühle zwick trotzdem. So bin ich wie 1997 immer noch nicht davon überzeugt, dass der politische Prozess, dieser andere Flügel der sozialen Koordination, nicht auch Teil der spontanen Ordnung ist – statt systematisch als ihr Feind gesehen zu werden. Die Grenzziehung ist keine leichte, logisch nicht und praktisch noch viel weniger.

Vor allem aber glaube ich, dass es wenig hilft, wenn man sich auf die Position zurückzieht, der Gedanke der »sozialen Gerechtigkeit« sei ein Kategorienfehler und nicht der Erwähnung wert. Man entzieht sich dem Diskurs und macht sich damit angreifbar. Offenbar gibt es ein Bedürfnis nach einem solchen Ding wie der »sozialen Gerechtigkeit«, und es sieht so aus, als könnten abstrakte, allgemeine Regeln den wärmenden Charme nicht entfalten, nach denen sich die Menschen sehnen und den die Politiker zu versprühen suchen. Das muss man ernst nehmen.

In den »drei Quellen der menschlichen Werte« schreibt Hayek in einer Fußnote: »Wenn die Erhaltung unserer gegenwärtigen marktwirtschaftlichen Ordnung tatsächlich davon abhängt, dass die Menschen rational verstehen, warum gewisse Regeln unerlässlich sind zur Erhaltung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, dann ist sie wohl zum Untergang verdammt. Es wird immer nur ein kleiner Teil der Bevölkerung sein, der sich der Mühe unterwirft, darüber nachzudenken, und die einzigen, die das Volk darüber aufklären könnten, nämlich die für das große Publikum schreibenden ›Intellektuellen‹, machen gewiss nur selten einen Versuch in dieser Richtung.«

Eine für das »große Publikum schreibende Intellektuelle« – ja, das zu sein darf ich vielleicht beanspruchen, im Hayekschen Sinne eines »Second-hand dealer of ideas«, auch wenn der Intellekt einen immer mal wieder schnöde im Stich lässt und das große Publikum bei einer Auflage von weniger als 400.000 angesichts einer Bevölkerung von 80 Millionen nicht gar so überwältigend ist. Aber immerhin. Und Versuche in die Richtung der Aufklärung mache ich regelmäßig, wie viele andere auch.

Gemeinsam indes haben wir die Erfahrung gemacht, dass die Freiheit ein Gut ist, nachdem sich in der westlichen Welt kaum jemand noch verzehrt, und wenn schon, dann in einer un-aufgeklärten Form: die negative Freiheit, die Abwesenheit von Willkür, die sieht kaum noch jemand bedroht – obwohl unsereins über die Hälfte seines Einkommens nicht frei verfügen kann und auch sonst bei seinen Entscheidungen in enge Korsetts gedrängt wird. Wie eine Allensbach-Umfrage ergeben hat, ist es mehr als fünfzehn Jahre nach dem Fall der Mauer nur noch 24 Prozent der Ostdeutschen wichtig, »dass einen niemand zu etwas zwingen kann«. Im Westen sind es auch nur 32 Prozent. Was die Leute quält, ist ihre unvollständige

positive Freiheit – der Mangel an Geld, an Zeit, an Talent, an Gesundheit, generell an Alternativen. Verständlich. Aber das ist die *Conditio humana*, und wer die Vertreibung aus dem Paradies nicht hinnimmt, der endet wie Don Quichote.

Diese Art von Aufklärung will ich gern weiterhin zu betreiben versuchen. Aber wie Hayek bin ich nicht zuversichtlich, dass das reicht. Die Chancen der Kontingenz, der spontanen Ordnung, der Zukunftsoffenheit – sie müssen Spaß machen. Sie müssen Hoffnung wecken. Als Journalisten müssen wir viel mehr Wert darauf legen, den Menschen zu zeigen, was sie für sich entdecken und gestalten können, wenn nicht alles von Dritten – vor allem vom Staat – geplant und geregelt wird. Wir dürfen nicht nur logisch erklären und aufklären, wir müssen auch Appetit machen.

Vielleicht ist das eine Sisyphos-Arbeit – aber den darf man ja, wie Albert Camus erkannt hat, als glücklichen Menschen begreifen. Was mich betrifft, so bin ich in der Tat glücklich – glücklich über die Ehrung, die mir heute zuteil wird und an der so viele Einzelpersonen, aber auch Zufälle, ihren Anteil haben; über die Ermutigung, die damit verbunden ist; und über die Gesellschaft so vieler Menschen, die mir wichtig sind. Vielen, vielen Dank dafür.